

Hans-Martin Lohmann

Neugier auf Leben**Die Memoiren von Claude Lanzmann****Hans-Martin Lohmann**

(* 1944) ist freier Publizist in Frankfurt am Main. Er arbeitet regelmäßig für *Die Zeit* und den *Deutschlandfunk*.

k.stroczan@freenet.de



Politische Leidenschaft ist für den französisch-jüdischen Intellektuellen Claude Lanzmann eine Art Lebenselixier, aus dem er seine geradezu unverwüsthliche Vitalität bezieht. Als Journalist, der für verschiedene französische Blätter arbeitete – darunter Sartres *Les Temps Modernes* –, reiste er unermüdlich rund um den Globus, um über die Klassenkämpfe in Ostasien, Nordafrika und im Nahen Osten zu berichten. Wie seine Mentoren Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir (mit der ihn eine amouröse Beziehung verband) kannte er keine laue Haltung zu den Dingen, welche die Welt damals, am Ende des kolonialen Zeitalters und am Beginn junger, aufstrebender Nationen, bewegten. Nun hat Claude Lanzmann, 85 Jahre alt, seine Memoiren geschrieben.

Politische Leidenschaften

Über große Parteien hinweg lesen sie sich wie Nachrichten von einem anderen Planeten. »Damals gab es noch Klassenkampf«, heißt es an einer Stelle. Damals: Das waren die 50er und 60er Jahre, in denen Politik und politische Leidenschaften noch eine herausragende Rolle in der öffentlichen Wahrnehmung spielten, ehe sie, wie der Autor meint, vom heute herrschenden »Sachverstand« und dem allgegenwärtigen Expertentum abgelöst wurden.

In Nordkorea erlebt er den Aufbau des Kommunismus unter dem »Großen Führer« Kim Il-sung und verliebt sich zugleich unsterblich in die junge Koreanerin Kim Kum-sun, mit der er nie zusammenkommen wird. Jahrzehnte später, bei einem zweiten Aufenthalt in dem ostasiatischen Land, sucht er nach den längst verwehten Spuren dieser unerfüllten Liebe, während er den deprimierenden Zustand der Gesellschaft registriert. Und er fasst den verwehenden (und wieder verworfenen) Plan, einen Film über Nordkorea zu drehen, der die ganze Misere des Kommunismus einfängt und in den die »kurze Begegnung« der Liebenden eingewoben ist: »Ich hätte einen Dokumentarfilm über das heutige Nordkorea gedreht, der auf die packendste Art alles sichtbar gemacht hätte, ... die Leere, das Monumentale, die permanente Mobilisierung, das Nikotin und die allgemeine Kurzatmigkeit und Erschöpfung, den Hunger, den Terror, den seit fünfzig Jahren andauernden Stillstand. Er hätte gezeigt, dass alles verändert ist und doch nichts sich geändert hat, alles nur schlimmer geworden ist.«

Am Ende Enttäuschung auch über den einstmaligen hoffnungsvollen Kontinent Afrika und den Ausgang des algerischen Befreiungskampfes gegen die alte Kolonialmacht Frankreich. Nachdem Lanzmann in Tunis den algerischen Psychiater Frantz Fanon kennengelernt hat – eine Begegnung, die ihn »erschüttert, bewegt und begeistert« –, macht er sich ganz dessen Sicht zueigen, dass die Kolonisierten nur durch den aktiven Kampf gegen die Kolonisatoren ihre volle Freiheit gewinnen und sich erst auf diesem Wege all der weißen Masken, die man ihnen aufgeklebt hat, entledigen können. Sartre kann davon überzeugt werden, ein Vorwort für Fanons Manifest *Les dam-*

nés de la terre zu schreiben – ein Buch, das wenige Jahre später auch in der Bundesrepublik im Kontext von 1968 für Furore sorgen wird. Aber schon bald muss Lanzmann die bittere Erfahrung machen, dass die »Verdamnten dieser Erde«, inzwischen vom kolonialen Joch befreit, nicht das von Fanon erträumte neue Afrika aufbauen, sondern nur das schlechte alte fortsetzen. »Die afrikanische Wirklichkeit«, notiert Lanzmann desillusioniert, »ist Ruanda, der Völkermord an den Tutsis, der Kongo, Liberia, Sierra Leone, Darfur und so weiter. Das Grauen scheint dort nach und nach die Oberhand zu gewinnen, auch in Algerien.« Als besonders schockierend erlebt er als Jude, der gleichzeitig für die Existenz Israels und eines unabhängigen Algerien eintritt, dass die neuen Herren alsbald eine militante arabische Anti-Israel-Politik praktizieren. »Das war für mich ein Schlusspunkt.«

Unersättliche Neugier

Lanzmanns Autobiografie, die mit einem albtraumartigen Kapitel über Gewalt und über die Tötungsarten, die Menschen sich ausgedacht haben, eröffnet wird, fasst das 20. Jahrhundert mitsamt seinen Katastrophen wie in einem Brennglas zusammen. Dabei war dieser Autor und Filmemacher nie einer, den es zu den sogenannten Brennpunkten des Weltgeschehens besonders hinzog. Lanzmann war nur von einer unersättlichen Neugier, Lebensneugier getrieben – »dass ich das Leben geradezu verrückt liebe«, bekennt er zu Beginn –, die ihn mit vielen Menschen und Ereignissen, manchmal auch Moden zusammenbrachte. Zum Bild Claude Lanzmanns, das zumal in Deutschland fast ausschließlich von der Rezeption des monumentalen Filmwerks *Shoa* geprägt ist, gehört auch, dass er in den 50er und 60er Jahren für die Zeitschrift *Elle* über die Stars und Prominenten des Goldenen Zeitalters des Kinos berichtete. Er kannte sie alle, wie er nicht ohne

einen Anflug von Eitelkeit schreibt: Simone Signoret, Brigitte Bardot, Jeanne Moreau, Gina Lollobrigida, Sophia Loren, Liz Taylor und Ava Gardner (»noch herrlich, schon trunksüchtig«), Yves Montand, Jean Gabin, Charles Aznavour, Michel Piccoli, Curd Jürgens, Richard Burton und Gary Cooper (»groß, schön, ergreifend, zerfurcht und fast stumm, schon gezeichnet vom Krebs«).

Die Katastrophen des Jahrhunderts brauchte er nicht aufzusuchen, um von ihnen zu berichten, er war mittendrin im Auge des Taifuns. 1925 in Paris geboren, erlebt der gerade 15-Jährige »die seltsame Niederlage« (Marc Bloch) Frankreichs und die Besetzung des Landes durch die Deutschen. Der wachsenden Repression gegen die französischen Juden folgt auf der Seite des Gymnasiasten der Beitritt zur Résistance, von dem der Vater, selber im Widerstand aktiv, zunächst nichts weiß. Später im Maquis wird der Vater dem Sohn zum Lehrmeister der Gefahr und wie man sie erkennt und meidet. Wenn man die einschlägigen Kapitel in Lanzmanns Memoiren liest, gewinnt man den Eindruck, dass der Wagemut, die Tollkühnheit, vor allem aber die traumwandlerische Sicherheit, mit welcher er später alle Lebenslagen meistert – Lanzmann schildert sich als draufgängerischen Flieger, Schwimmer, Bergsteiger und, ja, Frauenheld –, das Produkt der Erfahrung jener frühen Jahre im Widerstand sind. Dem Porträt des fürsorglichen Vaters ist ein liebenswert lebendiges der resoluten Mutter Pauline beigegeben, die, von der Gestapo auf ihre vermutete jüdische Identität hin ausgeforscht, auf ein Bild von Göring weist und ausruft: »Seht euch euren Marschall einmal an, er sieht jüdischer aus als ich!«

Unmittelbar nach dem Krieg kommt Lanzmann im Gefolge des Schriftstellers Michel Tournier zum ersten Mal nach Deutschland. Es ist der Beginn seiner Beschäftigung mit jenem Land, das die europäischen Juden auf die Schlachtbank führte und dessen Opfer auch er hätte sein sollen. In Tübingen, damals französische Besat-

zungszone, studiert er Philosophie und übt sich im Reiten. Durch die Vermittlung Tourniers lernt Lanzmann Wendi von Neurath kennen, eine Nichte des Karrierediplomaten Konstantin von Neurath, bis 1938 Hitlers Außenminister. Auf dem Neurath'schen Gut in Vaihingen erlebt er einen makabren Auftritt hoher Wehrmachts-offiziere, die, innerlich unbesiegt, beim Mittagessen stumm dasitzen, während einer von ihnen einen Fluch auf die Italiener ausstößt, die, so vermutet Lanzmann, in den Augen der Deutschen die eigentlich Schuldigen an der Kriegsniederlage sind. Wendi führt Lanzmann über den riesigen Familienbesitz, bis sie sich unversehens auf dem Gelände des Konzentrationslagers Stuttgart-Vaihingen befinden: »mit hölzernen Stockbettgestellen, langen Reihen von Latrinen, einem Galgen, Peitschen, Häftlingskleidung mit Streifen, Holzschuhen, einem unerhörten, noch deutlichen Durcheinan-

der.« Es ist das erste Lager, das Lanzmann sieht, viele werden folgen.

Erstaunlich ist und bleibt die Sympathie, mit der Lanzmann über Deutschland und die Deutschen schreibt. Das ist alles andere als selbstverständlich, wenn man etwa bedenkt, mit welchem bitterem Sarkasmus er über eine spätere Reise durch das hübsche Städtchen Günzburg berichtet, wo der Name Mengele allein für den Hersteller von Landmaschinen steht – der Andere ist vollkommen ausgeblendet. Der geteilten Stadt und späteren Hauptstadt Berlin gilt seine besondere Zuneigung. Hier nimmt er im Jahr der Berlin-Blockade eine Lektorenstelle an der neugegründeten Freien Universität an und hält auf Wunsch der Studenten ein Seminar zum Thema Antisemitismus. Den intellektuellen Hintergrund für Lanzmann bilden damals Sartres *Überlegungen zur Judenfrage* von 1946.

Israels Widersprüche und Paradoxien

Natürlich kommt auch Lanzmann nicht an dem neu gegründeten Staat Israel vorbei, an dessen »Unmöglichkeit«, seinen Widersprüchen und Paradoxien. Glänzend gelingt es ihm, etwa die israelische Armee (über die er den Film *Tsahal* gedreht hat) in ihrer Eigenart und Einzigartigkeit zu charakterisieren, wenn er darüber nachdenkt, was es bedeutet, dass israelische Soldaten und Soldatinnen ihr Haar lang tragen, während in fast allen anderen Armeen in der Welt der kahl rasierte Schädel als Inbegriff des Professionellen gilt. Und Lanzmann zitiert Ben Gurion, wie um zu beschwören, dass Israel ein Land wird sein müssen wie jedes andere: »Israel wird an dem Tag ein normales Land sein, da wir unsere Prostituierten, unsere Gangster, unsere Polizei, unsere Gefängnisse haben.« In diesem Sinne ist Israel heute ganz gewiss ein normales Land.

Bleibt der Film *Shoa*, über dessen jahrelange Vorbereitung und qualvolle Entste-

hung Lanzmann in eindringlichen Kapiteln erzählt. Am Ende gelingt – aber was heißt hier gelingen? – ein Werk, das in gewisser Weise so monströs ist wie sein Gegenstand. Ein Freund hatte Lanzmann gesagt, er solle keinen Film über die Shoa drehen, sondern einen, der die Shoa ist.

An einer Stelle ist dem Autor ein sachlicher Irrtum unterlaufen, wenn er behauptet, 1985 habe es in Warschau weder einen französischen Botschafter »noch direkte diplomatische Beziehungen« zwischen Polen und Frankreich gegeben. Denn natürlich wurden trotz der in den 80er Jahren

stark belasteten polnisch-französischen Beziehungen zu keinem Zeitpunkt die Botschafter abgezogen. Aber dieser kleine Makel (es gibt noch ein paar andere in dem Buch) kann den Gesamteindruck nicht verwischen, dass *Der patagonische Hase* ein Dokument von enormer geschichtlicher Kraft ist. Man muss diese 700 Seiten einfach lesen.

Claude Lanzmann: Der patagonische Hase. Erinnerungen (Aus dem Französischen von Barbara Heber-Schärer, Erich Wolfgang Skwara und Claudia Steinitz). Rowohlt, Reinbek 2010, 682 S., € 24,95.

Wend Kässens

Narziss und Leidensmann

Die Tagebücher von Fritz J. Raddatz

Seit Jahrzehnten gehört er als Kritiker und Schriftsteller zu den produktivsten, umstrittensten und widersprüchlichsten Personen seiner Zunft. Nun hat Fritz J. Raddatz noch zu Lebzeiten seine Tagebücher veröffentlicht. Sie enthalten sehr persönliche Offenbarungen, Gedanken, Reflexionen, auch wenn sie vom Gestus her spürbar auf Veröffentlichung zielen. Hier hat einer ohne Rücksicht auf Verluste aufgeschrieben, wie das Leben ihm und wie er in diesem Leben mitgespielt hat.

»Haus bestellt« – das Grab in Keitum auf Sylt, »zwischen *Suhrkamp*, *Avenarius* und *Baedeker*; mehr kann man nicht verlangen...« Das erfahren wir schon auf S. 21 dieses Tagebuchs, notiert am 16. September 1982 in seiner Wohnung in Kampen. Da ist Raddatz gerade 51 Jahre alt, seit 1977 Feuilletonchef der Wochenzeitung *DIE ZEIT*, auf der Höhe seiner Karriere, die in dieser Funktion noch drei Jahre währen sollte. Der »berufliche Herzinfarkt« folgt 1985, als er im Verständnis seiner Vorgesetzten einen Fehler zuviel begeht. In einer Glosse



Wend Kässens

(* 1947) von 1981 bis 2009 Kulturredakteur beim NDR. Mehrere Buchpublikationen und -herausgaben, u.a. Romane von George Tabori. Sitzt im Vorstand des Deutschen Literaturfonds und ist Vorsitzender des Deutschen Kritikerverbandes.

wkaessens@t-online.de

zur Buchmesse hatte er Goethe über Frankfurts Bahnhof und Buchmesse zitiert – obwohl es zu Goethes Zeiten Bahnhof und Buchmesse noch nicht gab. Er war auf eine Parodie in der *NZZ* reingefallen und von einem Tag auf den anderen das Gespött der Kulturnation. Aber ganz wollte man bei der *ZEIT* auf die Edelfeder nicht verzichten, man bot ihm eine Stellung als Kulturkorrespondent an – bis Ende 2001, da war er 70.

Jetzt, bei Veröffentlichung der Tagebücher, ist er 79. Der Verlag konnte für sie mit großem Leser- und, mehr noch, Öffentlichkeitsinteresse rechnen, auch wenn Raddatz bereits 2003 in seinem Buch *Unruhestifter* Passagen daraus veröffentlicht hatte.